

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 49

Sonnabend, den 9. August

1919

Die Brillanten der Frau v. Orenstein.

Roman von Viktor Helling.

(11. Fortsetzung.)

(Stachdruck verboten.)

Aber ganz so schnell, wie er gedacht hatte, fand sich die Gelegenheit doch nicht, um ihr das zu sagen, was ihn qualte. Er wurde auch abgelenkt durch die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Reisebestimmung, zu der sich der Divisionskommandeur angelegt hatte. Das war für Herrn von Orenstein das Signal, doch ein ganz klein wenig neugierig zu werden und länger noch, als sonst, in der Rose zu verweilen.

Unglücklich war Egon schließlich über die kurzen Nachrichten von Deska. Sie war mit dem Duke über Kopf von St. Moritz abgereist, weil Duke Ebert sich seit der Szene, die es im Hotel wegen der verstoßenen Brillanten gegeben hatte, unbesaglich gefühlt hatte. Sie selbst, schrieb sie, hätte nie aufreißig, nie wieder im Leben einen so tollen wie schmerzlichen Schmerz zu unternehmen. Im Übrigen war der Brief aus Lugano datiert, wo ja viele Reisende gerade jetzt den Sommer verbrachten.

Ah, das was Deska schrieb, hatte er sich längst selbst gedankelt. Die Luft an sogenannten Zufallsfällen war ihm genährlich vergangen. Und wenn er nur an die ungeliebten Brillanten der Frau von Orenstein dachte, „bestimmte er's mit der Witte“. Dieser Schmach war daran schuld, daß sich ihm so große Mißbilligungen in den Weg gestellt hatten. Wären sie nicht gewesen, so hätte kein Mißton die übernatürliche Fahrt getrübt.

Indessen, dieses Maßver mußte überbunden werden. Daß Frau Ebert sich gelegentlich der bedeutsamen Unterredung sehr „vernehmlich“ zeigte, war außerdem eine für Egon angenehme Ueberkompensation.

Dann vergingen einige Tage in aller Ruhe, bis die alte Ezzeleng mit Begleitung ihren Besuch bei Floboard und Gabriele anmeldete.

Für den Empfang der Gäste tat Gabriele ihr möglichstes, und als wenige Tage später ein Telegramm die genauere Ankunft des alten Welters gab, meldete, allmählich und sanfter die Trauer nach Frau Gabrielles eigener Aussage „wie neu!“ und in dieser Beziehung war sie sich selbst die strengste Richter.

So fand denn auch die alte Ezzeleng, die sehr aufgedummt zu sein schien, alles viel schöner, als er es sich gedacht hätte, und die Aussicht vom Wolger Steinberg sei ja fast maulerisch. „Keine Wohnung hatte ich, daß es hier oben so gemächlich sein könnte!“

„Seid hier denn gleich durchgehoben?“ fragte Frau Gabriele, die, wie während König Hofrates, wenn nicht von des Daches Zinnen, so doch wenigstens vom Balkon aus das von ihrem Blick beherrschte Reich zeigte hatte. „Deska hat ja nie solche Farbe gehabt! Und das nach einer so einwärtigen Fahrt!“

„Doch wir haben in München geseht, Tante Gabi. Duke Ebert hatte dort geschäftlich zu tun. Ja, die Aussicht ist wirklich schön! Nun ist mein Wunsch, auch hier zu verweilen, doch schneller und schöner in Erfüllung gegangen, als ich es mir je hätte träumen lassen. Ich war ebenso erkrankt wie jetzt, als der Duke plötzlich diesen Entschluß faßte. Er tat so geheimnisvoll!“

„Ja, das will ich meinen, mein Kind.“ erwiderte Frau von Orenstein, während ihr Better Ebert ihren Floboard mit Besichtigung belegte hatte. „Sein Gebot bedeutet für mich in zuletzter Hinsicht Freude. Wir hatten uns mühevoll, und das schmerzte mich tief. Jetzt wird alles anders. Ich habe auch den Entschluß gefaßt, diesen schönen

harmonischen Augenblick durch eine gute Tat zu bereichern. Ich werde dich, meine geliebte Deska, da unsere sonst, Gott sei gepriesen, so glückliche Ehe nicht mit Kindern gesegnet ist, zu meiner Erbin — zur Erbin des Familienschmades einsetzen!“

„Aber, Tante!“ Es klang wie ein Erschrecken. Ein freudiges Erschrecken, dachte Tante Gabriele.

„Ja, liebes Kind, ich tue es nach reiflicher Ueberlegung und aus der Fülle aufrichtiger Liebe heraus. Ich habe keine Nichte, außer dir, der das Diadem schöner zu Gesicht stehen würde. Wenn ich dich ansehe, muß ich stets an das Bild der seligen Aurora denken, das in Wienburg im Ahnenaal hing. Mir ist es dann immer, als wärst du in holdseliger Wirklichkeit aus dem Rahmen jenes Bildes herausgetreten.“

„Aber, Tante Gabi!“

„Nun, wir werden noch darüber. Und jetzt will ich die eine kleine Schilderung der Geschehnisse geben, mit denen du hier bekannt werden wirst. Es dreht sich natürlich nur um unser Regiment.“

Deska nickte. Und Frau von Orenstein begann mit ihrem kleinen Schilderung. Nach der Uhr gemessen, dauerte sie geschlagene Dreiviertelstunden. Frau von Orenstein plätscherte in ihrem Element.

Im Nebenzimmer aber saß, glückselig und munter Ezzeleng Graf Ebert, und vor ihm saß mit einem etwas langen Gesicht der Oberleutnant und schloste leidet.

„... und dann, wie gesagt,“ hörte man den alten Herrn jetzt sprechen, „war mir sofort nach dem Empfang Ihres ausführlichen Briefes klar, daß hier nicht 'ne Minute länger festgehalten werden durfte. Willens schlußig aber machte mich die unverhohlene Freude, die mein Entschluß bei unserem Vaterland auslöste. Da sah ich doch klipp und klar, daß es für das Vaterland immer noch nur den einen Menschen auf Gottes weitem Welt gab, nach dem ich Herz weinte. Und da wußte ich auch, wozu ich war. Ich bin dann direkt zu dem Senio der Familie Höchst gefahren, um gleich mit vorzubereiten zu wissen, wie die Familie über eine etwaige Verbindung Ihres Protoges mit Deska denkt.“

„Das ist aber doch sehr weitgehend — ich schrieb ja, daß der junge Höchst wahrhaftig längst diejenige verstehen hat, um deren Willen er nach Kreutzsch-Frauenricht mußte.“

„Sagen Sie ruhig, der durch meine Schuld hierherkam, das ist richtig! Aber, und was das „Bereitsen“ anbelangt, da seien Sie ohne Sorge. Ich habe Spuren gesunden — Spuren im Schnee — die das Gegenteil beweisen. Das frische Gegenteil!“

„Unmöglich!“ der Oberleutnant lächelte. Sollte Höchst mit der Tochter des Generals wirklich nur ein loses Spiel spielen? Sollte seine Frau recht haben, und die Deska waren vielleicht dahintergekommen? Das war ja schrecklich!

„Nicht unmöglich — Tatsache! Meinen Brief im Schnee, den das Wackerland verloren hat! Ja, ich will Sie, der Sie den Zusammenhang nicht so genau zu wissen brauchen, nicht mit Details quälen! Alles ist doch zu Herrn von Höchst in München, der ein guter Freund von meinem alten Simon Waldstein ist und während Hofrat 'ner Herzogin in Bayern war. Und daß ich gerade bei dem Mann war, das bereue ich nie! Wort für Wort hat der alte Herr mit beiläufig, was Sie über Ihren Adjutanten geschrieben haben! Ja, im Vertrauen gesagt, er hat mir auch verraten, daß es unser Höchst — oder Ihren Höchst, wie Sie wollen, selbst mütterlich zu seinem Unterleutnant eingestuft hat. Was sagen Sie nun?“

„Was soll ich nun sagen?“ Der Oberleutnant sah in einen Abgrund.

„Sie sollen sagen, daß damit auch der letzte Hindernisgrund beseitigt wird, der einer Verbindung der beiden jungen Leute von mir aus im Wege stand — der Verdacht, daß es ein Mißlingtäter sei, der es auf mein Wackerland abgesehen hätte! So, und nun brauchen Sie weiter nicht

zweite Maßzeit. Um 8 Uhr folgte das eigentliche Frühstück und mittags das Mittagmahl. Vier Stunden später machte sich ein ergebnisses Welterbot nötig. Nach dem nun folgenden Abendessen schloß noch unmittelbar vor Schlafengehen ein lebendes Mahl die Miße des Tages. In jeder Maßzeit verbande der Erzählhof eine gute Stunde. Dabei war der Herr durchwegs munter, gesund und verdaute gleich gut.

Man male sich einmal aus, was aus solchen harten Mägen wohl heutzutage in einem isolierten Lande geworden wäre! Sie hätten glattweg die seitfamsten Gegenstände des täglichen Lebens verzehren müssen. Als Vorbild hätte ihnen da ein gewisser Bagile, ein französischer Baronet, der vor ungefähr hundert Jahren lebte und im Marinehospital von Brest starb, dienen können. Sein Sektionsbericht gliedert einen Inventar. Denn tatsächlich fanden sich in seinem Leibe Fortreifen in verschiedenen Größen, 15 Stiele Eisenholz, etliche hölzerne und zinnerne Nägel, zinnerne Schmalen, ein Pfeifenkopf, ein Taschmesser, Feinsterglas, Beber, eine kleine Wiederschleife und noch viele andere kleine Dinge.

Bagile hatte übrigens in Deutschland durchaus einen Bestimmungsgenossen. Dieser Westphal lebte in Auenheim. Er benötigte Steine von der Größe eines Hühnerkies, Kröten, Fische, Stacheln, Mägen. Wenn ihm seine seltsame Maßzeit beschwerden machte, half er sich mit einem Jauchebrot darüber hinweg. Dabei war er natürlichen Nahrungsmitteln abgeneigt.

In diesem Zusammenhange sei noch des berühmten Wittenberger Kaale Erwähnung getan. Seines außerordentlichen Appetits wegen nannte ich man „Fresskaale“. Er starb im Jahre 1784 in 79. Jahre seines Alters. Zum Frühstück benötigte er ein Spanferkel mit Haut und Knochen, was jedoch seinem Mittagmahl, das aus einem Hammel mit Fell und Knochen bestand, nicht im geringsten Abbruch tat. Matten, Käse und Äpfel waren für ihn wahre Nektar, je, je, je, die Speisen mit den liebsten Schöpfeln, verfrachten den Kaffee mit der Tasse, den Wein mit dem Glase. Nach dem, er nahm sogar ein bielenes Schreitzug mit Linte, Messer, Federn und Federmesser zu sich. Da er immernur nahezu 80 Jahre alt geworden ist, können Kaale seine seltsamen Maßzeiten doch recht gut bekommen zu sein.

Sunte Zeitung.

Wie lange kann man den Atem anhalten? Gleichzeitig mit der Erforschung der Eigenschaften des Atmungszentrums hat man sich in den letzten Jahren auch mit der Frage beschäftigt, auf welche Weise man den Atem möglichst lange anhalten könne. Dies geschieht am besten, indem man durch einen äußerst kräftigen vorübergehenden Atemzug den Kohlenstoffgehalt des Blutes so weit wie tunlich herabsetzt. Am vorteilhaftesten ist es, wenn man diese Ventilation mit reinem Wasserstoff vornimmt, wodurch man den Organismus mit einem gewissen Reservervorrat dieses lebensnotwendigen Elements speist. Die Folge ist, daß einerseits der Sauerstoffmangel in Blut und Lungen, andererseits die Bildung saurer, das Atmungszentrum reizender Produkte verzögert wird. Die bereit vorbereiteten Menschen konnten, ohne das Bewußtsein zu verlieren, den Atem acht Minuten und 15 Sekunden anhalten. In diesem Zusammenhange mag daran erinnert werden, daß der letzte internationale Rekord für tauchende Schwimmer vier Minuten 43 und eine halbe Sekunde betrug.

Verhängnisvolle Miße. Daß ein Auf böse Folgen haben kann, das ging aus einem im vergangenen Jahre in Amerika zur Verhandlung gelangten Prozesse hervor. Der Vater einer jungen Oberin hatte den Bräutigam seiner in-lawson verstorbenen Tochter gerichtlich belangt, indem er geltend machte, sein Schwiegersohn habe den Tod des Mädchens dadurch veranlaßt, daß er es kurz nach seiner Eheschließung vom Scherke gelöst habe. Durch Zeugen wurde festgestellt, daß die Braut sich in der Nacht an ihrem Verlobten angeheftet habe, und letzteres mußte sich noch glücklicherweise, daß er mit der Zahlung eines Schadenersatzes davonkam und nicht wegen Totschlages verurteilt wurde, wie sein liebevoller Schwiegervater es verlangt hatte. — Noch größeres Unglück führte ein Auf herbei, den ein junger spanischer Seemann vor längeren Jahren seiner Braut gab; er wurde nämlich die Ursache dazu, daß mehr als der Hälfte der Bevölkerung der kleinen Inselstadt Godola an der Küste Floridas von den schwarzen Wunden hinweggerafft wurde. Ein spanisches Schiff namens „La Godolina“ hatte bei Godola angelegt und die gelbe Flagge gehißt, weil eine Blatternepidemie an Bord ausgebrochen war. Das Bootszug war infolgedessen zu lan-

gerer Quarantäne verurteilt. Es befand sich aber ein Matrose an Bord, der in Godola eine Heißte hatte, die er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Unverantwortlichweise schlich er sich heimlich eines Abends an Land, suchte das Mädchen auf und küßte es. Wenige Tage darauf zeigten sich die Folgen. Das junge Mädchen wurde von den Blattern befallen und starb. Aber nicht genug damit, verbreitete sich die Seuche rasch über die kleine Stadt, so daß in einem Zeit von wenigen Wochen 200 Menschen von der 1500 Köpfe betragenden Bevölkerung eine Wunde des Todes wurde. — In einem der amerikanischen Erdkräuter trug es sich vor mehreren Jahren zu, daß eine weiße Frau, die eine Schantierarbeit in einer kleinen Stadt inne hatte, gegen ihren Willen von einem Regier gefaßt wurde. Die Nachricht von diesem Schimpf verbreitete sich schnell unter den weißen Einwohnern der Stadt, die in ihrer Witte einen förmlichen Feldzug gegen die Regierbevölkerung ins Werk setzten. Diese ihrerseits nahm natürlich Partei für ihren dunklen Bruder. Es entbrannte ein Straßenkampf, in dem es sehr zuging; 36 Weiße wurden getötet oder verwundet, während die Verluste der Regier etwa 80 Mann betrug. Als die Feindseligkeiten annähernd eine Woche angehalten hatten, verriet die Schantierin die ganze Stadt dadurch in Verwirrung, daß sie sich mit dem Regier verheiratete. Nun kehrte sich die ganze Witte der beiden Parteien gegen das neue Ehepaar. Die Regier verweigerten sich mit den Weißen und die Schantierin und ihr schwarzer Gatte entgingen dadurch nur dem Tode, daß sie sich schleunigst aus dem Staube machten und sich in einer anderen Stadt niederließen.

Der Film im Operationsaal. Von jeher war es das Bestreben der Univeritätsärzte, den Unterricht in der Chirurgie so anschaulich wie möglich zu machen und dem Studenten die Möglichkeit zu geben, den Gang der Operation zu beobachten. Das hat seine großen Schwierigkeiten, da besonders bei großen Abteilungen nur wenigen die Gelegenheit dazu gegeben ist, bei dem kleinen Wundgebiet, das noch durch die Hände und den Kopf des Operierenden berührt wird, die Operation aus der Ferne zu betrachten. Deshalb hat man schon lange den Kinematograph in den Dienst der Chirurgie gestellt, ohne daß bis jetzt recht brauchbare Bilder den Unterricht herauskommen sind. In der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ teilt Dr. von Rothe mit, daß es ihm gelungen ist, das Problem zu lösen, die Wunde in verschiedener Vergrößerung kinematographisch aufzunehmen und zu projizieren. Dadurch, daß die Lampen ganz außerhalb des Operationsaales angebracht sind und der kurbelende Kinematograph durch ein Umlenker oder einen Motor ersetzt wird, sind für die Aussicht ungünstige Umstände ausgeschlossen. Der Aufnahmeapparat wird durch Einwirkung eines Funktionärs vom Arzt in Bewegung gesetzt. Der Apparat bietet auch die Möglichkeit, von allen Seiten eine Aufnahme zu machen. Es sollen zunächst die typischen Operationen sowie typische Vorgänge aus der Krankenpflege aufgenommen und in einem Archiv bereitgestellt werden, das einer wissenschaftlichen Zentrale in Berlin untersteht, die die Verteilung der Filme vermittelt.

Literatur.

„Moderne Welt“. Diese von Ludwig Hirschfeld geleitete illustrierte Monatschrift (Verlag Arnold Bahny, Wien, III., Albenasse 47) bringt hochwertige Beiträge für Kunst, Literatur und Mode. Mit vorzüglicher äußerer Ausstattung verbindet sich künstlerisch-reine Stilistik und reicher Inhalt. Sie machen jedes Heft zu einer vornehmen Unterhaltungslektüre.

Steindorff, Albert: Intelligenz und Proletariat. Die Kritik der Revolution. Verlag von Fr. W. G. Grundow in Leipzig. — In dieser köpfevolleren Mahnschrift steht das scharfe Auge des Verfassers die schwere Gefahr, von der augenblicklich die Revolution und ihre Errungenschaften bedroht werden. Klammern wird deshalb zur Bestimmung aufgerufen, damit die Revolution ein Segen für das deutsche Volk bleibe.

Waltzer Matheman, Der Kaiser. Eine Betrachtung. Verlag, G. Fischer, Berlin. — Mit dem Erscheinen, mit der Klarheit und Schärfe, die ein verantwortungsbewusstes Gemissen verleihen, durchleuchtet Matheman die großen Zusammenhänge, die den verhängnisvollen Stellung des Kaiser zum Volke, des Volkes zum Kaiser und zum Sturze beider führten.

Zu beziehen durch die **Wolke-Buchhandlung** Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 31, Fernruf 4520.

zu tun, als mir 'ne Unterredung mit Ihren Herrn Adjutanten zu gewähren!"

Der Oberleutnant war aufgestanden. Aus dem Zimmer seiner Gattin war ein Aufseher gekommen. Er sah nach, was es gäbe.

„... und dann, mein Liebste!“, hatte gerade Frau Gabriele von Drenstein im weiteren Verlauf ihre kurzgefassten Regimentsgeschichte zu Deska gesagt — „und dann, die Bezie aller ist und bleibt unser lieber Oberleutnant Egon von Höchst — sehr gute Familie — der Kinder meines Diadems, die rechte Hand meines Vaters. Dieser Höchst ist, wenn die Zeichen nicht trügen, der künftige Gatte von Frau Deska von Höchst — aber, was hast du denn, Deska? — Mit einem Briefe hand die Hofe auf der Schwelle. Hat das Mädchen dich erstickt, Kind? Sie sollen doch klopfen. Anna! Ich habe das schon so oft gesagt! Geben Sie den Brief her!“

Sie hatte ihn gekniet — überflogen — und im nächsten Augenblick hatte sie trompetenartig aufgeschrien. Es war der Aufseher, der den Gatten überreichte hatte. „Hochard! Halte dich fest! Es ist Wirklichkeit, was mir schreibt: eben schreibt mir Frau von Höchst ein Billet und meldet uns hocherfreut, daß sich soeben ihre Hilde mit Herrn von Schadowitz verlobt hat!“

Es war gut, daß sie es gesagt hatte, — der Oberleutnant mußte wirklich nach der nächsten Stuhllehne greifen. Damit sanken ja all seine Berechnungen in Trümmer.

„Das dürfte“, sagte er, „das könnte — das ist —“ „Beschmädzung“, ergänzte seine Gattin, während sowohl Graf Ebert wie Deska lächelten. „Ich meine selbstverständlich von Schadowitz! Du siehst aber, Floboard, daß ich wieder einmal recht hatte. Und im übrigen brauchst du gar kein Gesicht zu machen, als seien dir die Felle weggenommen. Frau Höchst schreibt hocherfreut, und ich glaube, hier darf man ihr zutrauen, daß sie ehrlich ist. Du mußt dem General sofort persönlich gratulieren. Der einzige, der mir bei der ganzen Affäre von Bergen leid tut, ist —“

„Herr Oberleutnant von Höchst!“ meldete der eintretende Burde. Frau Gabriele fuhr herum. „Hil!“ machte sie. „Der Vermittler selbst.“

„Ich melde mich gehoramt zur Stelle“, hörte man draußen Egon sagen. Der Oberleutnant, der ihn hatte verbiten lassen, war auf den Korridor getreten. „Bitte, lieber Höchst, treten Sie gleich in mein Zimmer, den Damen können Sie ja hernach guten Tag sagen. Hier aber ist der Herr, der Sie gern sprechen möchte. — Sie werden große Augen machen! — Und was wünschen Sie?“ wandte er sich an einen jungen Herrn in langem schwarzen Gehrock, der gleichgültig eingetreten war. „Wünschen Sie mich zu sprechen?“

Der Mann vernichte sich. „Mein Name ist Jimmelmann. Ich bin brieflich beordert, Herr Oberleutnant. Ich komme im Spezialantrag der Allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft „Galamitas“ in Posen. Es handelt sich, nach meinen Informationen —“

„Ja so — verzeihen Sie, Höchst! — Sie sind wegen des Brillantschmades?“

„Du dienen — wegen der Versicherung.“ „Dann sähen Sie den Herrn in dem Salon, Fräulein“, wandte sich der Oberleutnant an den Burde. „Und beauftragten Sie die gnädige Frau.“

Als Egon von Höchst in das Zimmer des Oberleutnants eintrat, hätte nicht viel gefehlt, und er wäre zurückgefallen. Alles andere hätte er eher erwartet, nur nicht gerade den Mann, der vor ihm stand. Und doch dauerte der Augenblick der Spannung nur Sekunden, und er wußte, mochte er's aus der Miene des alten Grafen Ebert gelesen haben, mochte es ihm eine Ahnung sagen, um was allein es sich jetzt hier handeln könne — er wußte, was ihm der nächste Augenblick bringen mußte: sein restloses Glück, sein sonniges, heiteres Glück!

Gleich nachdem er Egon vor sich hätte eintreten lassen, hatte Oberleutnant von Drenstein sich zurückgezogen, und Egon sah sich im Zimmer mit der alten Egzellenz allein. Es war eine gewöhnliche und doch beachtenswürdig kurze Aussprache, die hier unter vier Augen stattfand, und wie anders sie war, als jene, die nun anderthalb Jahre zurücklag, das konnte man an den glänzenden Augen des Jüngeren sehen. Und dann war der Traum, den er geträumt hatte, Wirklichkeit geworden; die Tür slog auf, und in den ausgedehnten Armen ihres Geliebten lag die glückliche Braut.

Erst als der Oberleutnant eintrat, wußte sich Deska aus der trohen Umarmung. Frau Gabriele erfuhr die große Reuezeit diesmal — um eine Perlebelange — später, denn sie mußte erst aus dem Salon, wo sie Herrn Jimmelmann von der „Galamitas“ die berühmte Schatulle einhändigte, herbeileiten. Abnunglos kam sie und streckte die Hände nach ihrem neuen Oberleutnant aus.

„Mein armer, armer Herr von Höchst! Ich fühle mit Ihnen! Diese Hilde ist tatsächlich unbeschreiblich...“ Aber auf einmal brach sie ab. Noch ehe Egon ein Wort der Erklärung gesprochen hatte, hatte sie, die Bielgemüthe, die neue Situation überblickt. Es war vielleicht auch nicht schwer. So wie Deskas Augen konnten nur die Augen einer glücklichen Braut schauen...

Und dann folgte eine Umarmung, wie sie Rürmischer noch niemand von den Antefenden gesehen hatte.

„Mein, daß ich so etwas erlebe! Dieser Tag, Floboard! Dieser Tag, Kinder! Wunder über Wunder!“

Ach ja, Wunder über Wunder! Es kam leider noch eins, und das sollte das Schmerzlichste von allen werden für die arme Frau von Drenstein. Das Schwerkste, was sie seit langem erlebt und erfahren hatte, sollte sie in dieser denkwürdigen Stunde erleben und erfahren!

Herrn Jimmelmann von der „Galamitas“ war es vorbehalten, den Schleier graum zu lüften. Frau von Drenstein schwam noch mitten in den Wogen der Verlobungs-festfreude, als mit gejurter Stirn und nicht ohne leicht vibrierender Stimme der Mann im wallenden Gehrock das Wort aus sprach:

„Ich bin unglücklich, Frau Baronin, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die Fassung des Brillantschmades zweifellos echt ist, die Steine selber aber falsch sind! Es handelt sich um eine täuschende, frapperende Imitation.“

Weiter kam er nicht. Die Silben erstarben auf seinen Lippen. Die Frau Oberleutnant hatte den Boden unter ihren Füßen verloren. Der neue Schwelgerneß sprang gerade noch schnell genug hinzu, um die Entände aufzufangen.

Erstarrten und bestürzt rief der Oberleutnant nach Nießwasser. Aber noch ehe Deska, belagerten Schritte, mit einer flüchtigen Gebe die Colonne herbeileiten konnte, schlug Tamt Galt ihre Augen wieder auf.

„Hochard!“ hauchte sie, „der Mann irrt. Er weiß nicht, daß der Schmuck aus Aurorsens Trüffeln stammt.“

Aber er ist doch ein Sachverständiger.“

Direkt hatte der junge Mann im Gehrock sich zurückgezogen.

„Und wenn der Mann sich — nicht irren sollte, Floboard — so, so sind wir doch betroffen. Auf der Reife ausgeraubt! Der Engländer, Deska, war also doch ein Höchstkapler.“

„Liebe Cousine“, sagte da sanft Graf Ebert, „zu mir die Liebe, und laß mich dir und deinem Mann mal was ins Ohr sagen. Deska weiß es, und ich wollte es dir vor schon ins St. Moritz sagen.“

„Himmel! Wie wird das noch enden.“ schloß die Kleine Frau.

„Es hat schon geendet“, sagte der Beter und nahm ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ. „Der Schmuck hat Tränen an sich gehaucht. Jetzt ist er keine mehr wert. Er war auch nicht jene Sene und Aufregung wert, die sein Verlust dir furchtlich verurachtete. Es mag euch gewundert haben, daß ich die ganze Sache ein bagatelle behandelte. Für mich, der ich längst hinter die Kulissen bespuckt hatte, war's aber 'ne Bagatelle, denn die paar hundert Taler, die das Zufallsgeld wert ist, spielen ja wieder bei mir, noch bei euch 'ne große Rolle.“

„Also sind die Steine wirklich nicht echt, nie echt gewesen?“ fragte der Oberleutnant, während seine Frau nach einem trockenen Lachen in ihrem kleinen Taschentuch suchte.

„Echt waren sie einst. Aber mein Beter Wiesenburg, dein Vater seligen Andenkens, liebe Gabriele, war eines Tags ruiniert. Ich vermochte nicht ihn zu rangieren. Die Familie verachtete mir's, schalt mich sogar herzlos und egoistisch. Ich hab's getragen. Sie mußten nicht, was ich alles schon für seinen Vater Hector getan hatte. Na, was soll ich weiter sagen? Damals war's, als deine Mutter den Schmuck trug oder wenigstens hätte tragen können, denn in Wahrheit nahm sie ihn nie aus seiner Schatulle. Sie hat deshalb auch nie bis an ihr seliges Ende erfahren, daß der Brillantschmuck eines Morgens verkauft und durch eine kunstvolle Imitation ersetzt wurde.“

„O, laß ab! Höre auf!“ sagte die arme Frau Gabriele mit irrenden Augen. „Meine nicht!“

„Meine nicht!“ sah gleichzeitig sagten's Floboard und die alte Egzellenz. „Der Borfall liegt fast ein Menschenalter zurück.“

„Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht! Jammern hat es noch einmal von Frau Gabriels Lippen, aber dann leste sie, schon geföhrt, hinzu: „Und ich hätte einen heiligen Eid darauf schwören mögen, daß jener perfide Sohn Wilbions das Diadem veräußert hat!“

„Wie gut, daß du nicht gleichworn hast! Jener Engländer, liebe Gabriele, war gar kein Engländer. Der war genau so falsch, wie deine Brillanten. Aber da will ich nicht vorgehen. Ich denke mit — Deskas Wohlthun wird bereitet sein, und hernach beim Dessert die Geschichte des mysteriösen „Mitter Eyre aus Sedenoaks“ zum besten zu geben — vorausgesetzt, daß sein gestrenger Kommandeur ihm vorher Generalpardon gibt.“

— Ende —

Wie der Gasangriff erfunden wurde.

Eine Münchener Studentengeschichte.
Von Dr. Albert Neuburger.

(Radikal verboten.)

Es gab nicht immer zu tun im alten elektrochemischen Laboratorium der Technischen Hochschule zu München. Da kamen lange Pausen, während denen sich unter dem Einfluß des elektrischen Stromes die Metalle aus Lösungen abgeben und wobei nur von Zeit zu Zeit die Instrumente abgehoben waren und kontrolliert wurde, ob das Nährwerk noch die richtige Anzahl von Umladungen machte. Dann schaute man zum Fenster hinaus. Viel zu sehen gab es ja nicht in der wenig belebten Gabelbergstraße. Nur der Laboratoriumsbauer erschien in abgemessenen, aber nicht allzu langen Zwischenräumen und ging nach dem gegenüberliegenden Birkhofhaus, von wo er in vorbildlicher Auffassung seines Berufs unentwegt Bier und Wäsche zu holen pflegte. Wenn er in das Bild seiner Tätigkeit auch dadurch Abwechslung zu bringen wußte, daß er in ebenfalls abgemessenen oder gleichfalls nicht zu langen Zwischenräumen zum Fenster hinauftrieb: „Grod ist frisch oazapft moorn, soll i a Maß'l hoin?“ so vermochte die geistige Anregung dem hehren Gedankenflug freieramer Jünglinge auf die Dauer doch nicht zu genügen.

Da wurden dann wissenschaftliche Thematika erörtert, wie z. B. angezogen durch die auf der Straße zutage tretenden Lebensgenussigkeiten die er Tiere, die „Physiologie der Gunde“, insbesondere ihre Geruchsinne. Kein Hund überfreilet eine Türschwelle, auf die man einige Tropfen Salmiakessig gegeben hat. Die Probe auf das Gremel ließe sich ja leicht machen! Egon erachtet an der Ede der Herr „Phantast“ Huber, hinter ihm sein Schwaiger, beide hübsche Münchener Erscheinungen. Schwaiger bleibt etwas zurück. Er hat zu tun. Man läßt also den Herrn Privatier Huber vorbeiziehen, prengt dann schnell einige Tropfen Salmiakessig zum Fenster hinaus, die, auf dem Pfaster angekommen, sofort verdunsten und in Form einer Gaswolke wieder aufsteigen. Dann kommt Schwaiger angewandelt. Über plötzlich prallt er, wie von der Tarantel gestochen, zurück und bleibt stehen! Noch ein Anlauf — abermaliges Zurückprallen! Huber dreht sich um. Ja, wo bleibt denn das Schwaiger? Es steht da und schaut gar trauglich seinem Herr nach. Das Herr lödt. Schwaiger nimmt den dritten Anlauf, prallt zurück und bleibt stehen. Der Herr lödt noch einmal. Schwaiger kniebt den Schwanz ein und läßt die Ohren hängen. Warum spannt sich da plötzlich vor dem Herrchen eine Wand von Geruch aus, der die Hundeseele erbeben macht? Auch das Herr lödt. Schwaiger nimmt gar keine Anläufe mehr. Einige Reuzgieger haben sich gesammelt, denen Huber den Fall erzählt. „Der Hund muß getrenn das Unrecht gesessen haben, jetzt hat er halt Waunderluh.“ Andere Hunde tauchen auf, der „Hori“ und der „Zulu“ und Fräulein Schinkelberger mit ihrem „Kraupanzger“. Dasselbe Bild! Die Sache ist wie verzeht! Schließlich bildet man auf zu den Höfen der Wissenschaft — aber aus dem Fenster sehen nur die ersten Gestalt zweier edler Jünglinge herab.

Nach den Hundchen die Menschen! Auch für sie hat man im „Labor“ nach längeren Beratungen ein Gas gefunden: Schwefelwasserstoff. Einflucht fürchterlich, steinermehdend; Stiehpunkt: sehr niedrig. Verbrennet also, wenn man ihn im schönen Bogen aus dem Fenster gießt, schon untereig und bildet

dann einen Gasvorhang, der zu den schönsten Kostümen berechtigt. Am Fenster wird ein Glasrohr befestigt, dessen eines Ende an der Straße mündet, während am anderen im Laboratorium befindlichen Trichter aufgesetzt wird. Dann kann von unten niemand bemerken, wie man es macht. Man braucht nur im Laboratorium etwas Schwefelwasserstoff in den Trichter zu gießen, der dann durch das Glasrohr hinausströmt und in Form einer Gaswand niederfällt.

Schon nach Herr Jagel. Ein Gutes Schwefelwasserstoff in den Trichter, ein Bild, daß auf dem Bürgersteig nicht zu sehen, daß alles „vergaht“ ist. Dann blickt man feienruhig zum Fenster hinaus. Wie vom Schläge getroffen sieht Herr Jagel plötzlich sehen. So etwas hat er noch nie gesehen. Noch einmal Unmöglich, durch diese Wolke von Gestank hindurchzugehen! Der Kügger gibt nach. Herr Jagel macht kehrt, aber in seiner Seele scheint es zu dümmern. Man hört, wie er im Fortgehen noch seine Mißbilligung gegenüber der modernen Wissenschaft und ihren Fortschritten ausdrückt. Jagel hat aber noch gar manchen Nachfolger gehabt.

Eine von alterher geübte Sitte macht es den nachts oder zu früher Morgenstunden über den Bittalienmarkt gehenden Studenten zur Pflicht, die Bänke, Stühle und sonstiges Eigentum der Oberweiber zu bewachen und dann vom Kaiser Erber aus der Gekürzung dieses Zustandes auszuweichen. Variato delectat — doch die sind in dieses Bild mußte man etwas Abwechslung bringen. Im Bittalienmarkt rief ein Student. „Wist man Phosphorcalcium ins Wasser, so bildet sich ein Gas, Phosphorwasserstoff, der in Ringen in die Luft steigt, die sich sofort entzünden. Also verachtet man in den Trög dieses Bräunliche etwas Phosphorcalcium. Die ersten Marktwörter erscheinen und fallen fast um vor Schreck, als in der morgendlichen Dämmerung ferne Ringe durch die Luft dahinjagen. Einige schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, andere laufen davon. Schließlich erscheint der Nachzügler, ein Münchener Nachzügler von der alten Sorte seligen Abgengens, steht sich den Fall an, nimmt bedächtig eine Pfeife und gibt dann sein salomonisches Urteil von sich: „Da seht Ihr's, Ihr Weiber, dös is die Straf für eure Sünden! Wer moas, was Ihr wieder alles trieben habt!“ Die Damen der Halle schloßen, in weitere Entschuldigungen aus seinem Munde lieber nicht erwartend, von dannen.

Wier den Gasangriff erfunden hat? Die Beschelbenhoff verbleibt mir, Namen zu nennen. Wie jagt doch Klopffloß?

Bergaben ist in ewige Ragn!
Der Erfinder großer Namen zu oft!

„Lieber den Magen verrenkt, . . .“

Ein seltsames Trübspiel.

Das eine müssen auch die hartnäckigsten Gegner der neuen Zeit eingestehen: die Lebensmittelfabrikanten in Deutschland haben sich in den letzten Wochen so geüßert, daß sich der normale Mensch beinahe Gas als Schlemmer vorkommt. Der kurrrende Magen als Felsmühl, der auch noch nach der Mäßigkeit weiterkurrt, ist hoffentlich ein für allemal aus unserem Tagesprogramm verschwunden.

Trotz alledem werden wir noch lange weit von jenen Zeiten entfernt sein, wo selbst die reichsten Biester, genauer gesagt Bistresser, auf ihre Rechnung kamen.

Wenn auch der alte Jesuit Bessius für jeden Menschen täglich 12 Unzen Speise und 14 Unzen Getränke als genügend erachtete, so hat es doch früher Leute gegeben, die, noch dazu in großer Zahl, sich nicht scheuten, gegen diese Vorschrift mehr als genug zu verstoßen. So wird z. B. von Götterane von einem Bewohner des fernen Wiens, einem Saluten, berichtet, der innerhalb von 24 Stunden ein Viertel von einem großen Ochsen, 20 Pfund Fett und dazu als Getränk eine tüchtige Portion geföhmdiger Butter verzehrte. Zum Dessert folgte ein zarter Reispudding von 28 Pfund. Hier sei bemerkt, das gegenwärtig die deutschen Großstädte zum Teil ein Viertelpfund Reis pro Kopf und Woche verzehren. Der Jaltute verzehrte also allein zum Nachhink die heutige Reispuddegeneration von 132 Bürgern! Dies will uns angehängerten Mitteleuropäern einermägen reichlich erscheinen, aber wer getraut sich, die subjektive Eßverzehrungs-fähigkeit eines Menschen zu bestimmen, um zu behaupten, es ist wirklich für ihn zu viel?

Renoud de Beaune, ein Erzdiösch von Bourges, mußte allmählich, wenn er kaum vier Stunden geschlafen hatte, aufstehen, um zu essen. Um 4 Uhr morgens hielt er die